

Joachim Blatter
Phil C. Langer
Claudius Wagemann

Qualitative Methoden in der Politikwissenschaft

Fakultät für
**Kultur- und
Sozialwissen-
schaften**

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung und des Nachdrucks, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der FernUniversität reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis.....	III
Abbildungsverzeichnis	V
Tabellenverzeichnis.....	VI
Einstieg	1
1 Überblick Methodentraditionen.....	5
1.1. Zum Verständnis des interpretativen Paradigmas	5
1.2. Amerikanische Methodendiskussion	9
2 Interpretative Ansätze und Methoden	15
2.1 Methoden der Datenerhebung	15
2.1.1 Qualitatives Interview.....	16
2.1.2 Gruppendiskussion	38
2.1.3 Beobachtung	52
2.2 Methoden der Datenauswertung	67
2.2.1 Inhaltsanalyse.....	68
2.2.2 Diskursanalyse	73
2.2.3 Hermeneutische Verfahren	82
2.3 Integrative Ansätze	88
2.3.1 Grounded Theory	88
2.3.2 Ethnographie.....	95
2.4 Übungsaufgaben.....	97
3 Fallstudien	99
3.1 Fallstudien und Fallstudienmethodik in der Politikwissenschaft	99
3.1.1 Fallstudien und Theorieentwicklung: Vom Grundstein zur Brücke	99
3.1.2 Fallstudien und Methodenentwicklung: Vom Mauerblümchen zur blühenden Wiese .	101
3.2 Definition und vergleichender Überblick über die verschiedenen Fallstudiendesigns	104
3.2.1 Definition.....	104
3.2.2 Grundlegende Zielsetzungen und prototypische Fragestellungen von Fallstudien	105
3.2.3 Grundlagen kausaler Schlussfolgerungen: Unterschiede und Überlappungen zwischen Variablen-zentrierter Analyse, Prozessanalyse und Kongruenzanalyse.....	109
3.3 Die fallvergleichende Kausalanalyse	114
3.3.1 Zielsetzungen, Fragestellungen und methodologische Grundlagen	114

3.3.2	Die Aufgaben des theoretischen Teils.....	116
3.3.3	Die Aufgaben des empirischen Teils.....	123
3.3.4	Generalisierende Schlussfolgerungen.....	132
3.4	Die Prozessanalyse	133
3.4.1	Zielsetzungen, Fallauswahl und Generalisierung	135
3.4.2	Konzeptionelle Grundlagen der Prozessanalyse	140
3.4.3	Prozessbeobachtungen und kausale Schlussfolgerungen	147
3.4.4	Vorbildhafte reale Prozessanalysen.....	153
3.5	Die Kongruenzanalyse	156
3.5.1	Zielsetzungen, prototypische Fragestellungen und methodologische Affinitäten	158
3.5.2	Spezifizierungen und Konkretisierungen von verschiedenen theoretischen Perspektiven 160	
3.5.3	Datenerhebung und Datenanalyse.....	164
3.5.4	Die Auswahl von Theorien und Fällen mit Blick auf die möglichen Schlussfolgerungen für den theoretischen Diskurs	170
3.6	Schlussbemerkungen: Visualisierungs- und Kombinationsmöglichkeiten.....	175
3.7	Übungsaufgaben.....	177
4	Qualitative Comparative Analysis (QCA).....	178
4.1	Qualitative Comparative Analysis als mengentheoretische Methode	178
4.2	Qualitative Comparative Analysis in der politikwissenschaftlichen Anwendung.....	186
4.3	Kalibrierung.....	189
4.4	Analyse notwendiger Bedingungen.....	194
4.5	Analyse hinreichender Bedingungen	200
4.6	QCAs Beitrag zur (vergleichenden) Politikforschung	210
4.7	Aktuelle Entwicklungen in QCA	213
4.8	QCA als qualitative Methode in der Politikwissenschaft	216
4.9	QCA im Forschungsprozess.....	218
4.10	Übungsaufgaben	220
5	Ethikkodex der DVPW.....	221
6	Literatur.....	227

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 2-2 Möglichkeiten der Teilnahme im Feld (Guest et al. 2013: 89).....	58
Abbildung 2-3 Regel für die Zusammenfassung bei der qualitativen Inhaltsanalyse	71
Abbildung 2-4 Ergebnisse der Inhaltsanalyse der Gruppendiskussion zur deduktiv begründeten Kategorie Entscheidungskriterien (ebd.: 162).....	72
Abbildung 2-5 Ablaufmodell der kategorialen Inhaltsanalyse nach Mayring.....	73
Abbildung 2-6 Three-Dimensional Model of (Critical) Discourse Analysis (modifiziert nach Lindekilde 2014: 204 und Fairclough 1992: 73).....	76
Abbildung 2-7 10 Schritte der Durchführung einer Diskursanalyse (Hewitt 2009: 12; modifiziert nach Hajer 2006: 73f.)	81
Abbildung 2-8 Schematische Darstellung von Forschungsstrategien in quantitativer und qualitativer Forschung (Witt 2001)	91
Abbildung 2-9 Kodierschema in der Forschungspraxis: Disselkamp-Niewiarra 2000: 504; vgl. Halbmayer & Salat 2011)	93
Abbildung 2-10 Kodierprozess in der GT (rekonstruiert nach Strauss 1988).....	93
Abbildung 3-1 Logik der kausalen Schlussfolgerung bei fallvergleichenden Analysen (vergleichende Fallstudie und statistische Methoden).....	110
Abbildung 3-2 Logik der kausalen Schlussfolgerung bei fallinternen Analysen (Prozess- und Kongruenzanalyse).....	112
Abbildung 3-3 Die Visualisierung des Erklärungsansatzes in einem variablenzentrierten Design....	123
Abbildung 3-4 Kausale Mechanismen als Konfigurationen von sozialen Mechanismen	145
Abbildung 3-5 Aktivitäten der vier Akteure im Zeitablauf (stilisierte Auswahl zu Illustrationszwecken)	150
Abbildung 4-1 Mengenbeziehungen in einer Wenn-Dann-Aussage	182
Abbildung 4-2 Nicht-konsistente Mengenbeziehungen in einer Wenn-Dann-Aussage.....	183
Abbildung 4-3 Mengenbeziehungen in einer Wenn-Dann-Aussage mit Abdeckungsproblem	184
Abbildung 4-4 Notwendige Bedingungen	195
Abbildung 4-5 Darstellung von Fuzzy-Mengen	196
Abbildung 4-6 XY-Plot einer notwendigen Bedingung	197
Abbildung 4-7 XY-Plot einer notwendigen Bedingung.....	201

Tabellenverzeichnis

Tabelle 2-1 Unterschiedliche Interviewvarianten im Vergleich	20
Tabelle 3-1 Darstellung der Variablenausprägungen in den untersuchten Fällen in einer Überblickstabelle	130
Tabelle 3-2 Unterschiedliche Forschungsziele und die entsprechenden Funktionen von Prozessbeobachtungen	136
Tabelle 3-3 Typen kausaler Konfigurationen.....	147
Tabelle 3-4 Abstraktionsniveaus und Begriffe der Kongruenzanalyse.....	162
Tabelle 3-5 Spezifizierung und Konkretisierung von "nationalem Interesse" als Kernkonzept rationalistischer Erklärungsansätze in den internationalen Beziehungen	163
Tabelle 3-6 Mögliche Schlussfolgerungen aus einer Kongruenzanalyse.....	167
Tabelle 3-7 Die Relevanz und Bedeutung von Fällen für den theoretischen Diskurs.....	3-174
Tabelle 4-1 Regierungsausrichtung in Hörischs Analyse (inhaltlich übernommen aus Hörisch 2014: 135, dort in englischer Sprache, Bezug auf das Jahr 2008)	191
Tabelle 4-2 Wahrheitstafel für die Analyse von Grauvogel und Von Soest (2014)	203
Tabelle 4-3 Fälle mit der Bedingungskombination ~CE~V~RL (plus Vergleichsfall) in der Analyse von Grauvogel und Von Soest (2014)	205
Tabelle 4-4 Fälle mit der Bedingungskombination ~C~EVR~L in der Analyse von Grauvogel und Von Soest (2014)	206

Einstieg

Dieser Text ist mit „Qualitative Methoden in der Politikwissenschaft“ überschrieben. Dieser Titel mag unterschiedliche Erwartungen bei den Lesern wecken. Ohne hierfür empirische Evidenz einfordern zu wollen, kann vermutet werden, dass die Unterschiedlichkeit der Erwartungshaltungen bei einem Titel zu „quantitativen Methoden“ geringer wäre. Warum dies so ist, ist auch Thema dieses Textes.

Beginnen wir aber mit dem Offensichtlichen: Es geht um Methoden. Das Wort „Methode“ stammt aus dem Altgriechischen und meint dem griechischen Wortsinn nach den „Weg zu etwas“. Auf die Sozialwissenschaften bezogen stellen Methoden also diejenigen Instrumente dar, mithilfe derer wir von unseren Anfangsüberlegungen zu Schlussfolgerungen kommen. Gleichzeitig hat sich die Methodenlehre (ebenfalls aus dem Griechischen: ‚Methodologie‘) als eigene sozialwissenschaftliche Subdisziplin herausgebildet. Es gibt in den meisten politikwissenschaftlichen Studiengängen Methodenkurse und Methodenmodule; die Deutsche Vereinigung für Politische Wissenschaft (DVPW) weist auch eine Methodensektion auf; es gibt Methodenprofessuren; und es gibt Buchreihen zu Methoden. Als Wege zu den inhaltlichen Schlussfolgerungen sind Methoden also wichtige Elemente einer politikwissenschaftlichen Ausbildung.

Und damit kommen wir zu einem weiteren, nicht wirklich umstrittenen Teil des Titels dieses Textes: „in der Politikwissenschaft“. Natürlich anerkennen wir, dass die Politikwissenschaft eine Sozialwissenschaft ist, die große Überlappungsbereiche mit anderen Sozialwissenschaften hat. Dies gilt inhaltlich (so können Internationale Wirtschafts- und Handelsbeziehungen nicht ohne die Wirtschaftswissenschaften untersucht werden) und theoretisch (viele Makro-Theorien, wie z.B. *Rational Choice* oder den Institutionalismus teilt sich die Politikwissenschaft mit der Soziologie), aber eben auch methodisch. So können Gemeinsamkeiten mit den schon erwähnten Wirtschaftswissenschaften und der Soziologie, aber auch der Geschichte, der Psychologie, der Mathematik, der Linguistik, usw. festgestellt werden. Um den Eindruck zu vermeiden, die Politikwissenschaft habe *ihre* speziellen Methoden, haben wir uns bewusst für die Präposition „in“ entschieden. Einerseits bedeutet dies, dass wir nicht bestimmte Methoden als kennzeichnend für die Politikwissenschaft reklamieren, sondern Methoden nicht disziplinär, sondern frage-orientiert gebunden sehen; andererseits wird durch die Verwendung dieser Präposition auch deutlich, dass es uns um den Anwendungsbezug von Methoden geht. Wir planen also keine abstrakte Behandlung eines Regelwerks, sondern zeigen auf, wie es in der Politikwissenschaft möglich ist, mithilfe von Methoden Antworten auf Fragen zu finden.

Der schwierigste Teil des Titels ist das Adjektiv ‚qualitativ‘. Hierbei müssen wir auf das Lateinische – und nicht das Altgriechische – zurückgreifen. *Qualis* heißt ‚wie beschaffen‘, während das Gegenwort *quantum* ‚wie viel‘ bedeutet. Quantitative Methoden zählen also und beruhen fundamental auf der

Anzahl bzw. der Häufigkeit, mit der sich ein Phänomen manifestiert. Qualitative Methoden befassen sich also mit den Beschaffenheiten von Forschungsobjekten, ohne hierbei notwendigerweise zu zählen. Interessanterweise wird dem Begriff ‚qualitativ‘ im Falle von Interviewtechniken ein anderer Begriff gegenübergestellt, nämlich der der ‚standardisierten Interviews‘ – wohl kaum jemand wird von ‚quantitativen Interviews‘ sprechen. ‚Qualitativ‘ hat also auch die Neben-Bedeutung eines nicht-standardisierten und freieren Vorgehens.

Dies kann natürlich nur eine ungefähre Annäherung an Begriffe sein, die die Sozialwissenschaften grundlegend prägen (und auch spalten). Mit diesen etymologischen Verortungen versuchen wir lediglich eine Hinführung zu dieser Begrifflichkeit, aber keinesfalls eine Definition. Sicher ist aber auch, dass Lehrbücher zu quantitativen, statistischen Methoden üblicherweise sowohl vergleichbare Inhalte haben als auch ähnlich aufgebaut sind, ja, sogar einer gewissen, den Techniken geschuldeten Konsekutivität folgen.¹ Demgegenüber sind Lehrbücher zu qualitativen Methoden sehr unterschiedlich aufgebaut, nachdem sich kein Regelkanon herausgebildet hat, der eine Standardvariante qualitativer Methoden zur Folge hätte; es gibt also viele unterschiedliche Auffassungen darüber, wie man die ‚Beschaffenheit‘ eines Forschungsobjektes definieren, beschreiben und analysieren kann, was nicht zuletzt mit der fehlenden Standardisierung im Bereich qualitativer Methoden zu tun hat.

In diesem Text gehen wir von diesen unterschiedlichen Verständnissen qualitativer Methoden aus und stellen sie vor. Unser Anspruch ist es nicht, eine Reihung vorzunehmen, sondern aufzuzeigen, wie breit das Verständnis qualitativer Methoden in der deutschen Politikwissenschaft ist. Insofern ist auch die Verwendung des Plurals richtig: Es geht um Methoden, nicht um eine Methode.

Wir beginnen diesen Text mit einer kurzen Einführung in verschiedene Verständnisse von qualitativen Methoden. Hierbei haben sich die Diskussionen im deutschsprachigen Raum und auf internationaler Ebene relativ unterschiedlich, aber auch unabhängig voneinander entwickelt. So stellen wir zuerst das Verständnis des interpretativen Paradigmas vor (Kapitel 1.1), das die deutsche Diskussion zwar prägt, aber durchaus international bedeutend ist, bevor wir die amerikanische *Case-Study*-Methodendiskussion kurz referieren (Kapitel 1.2). Diese beiden doch sehr unterschiedlichen Diskussionen, die noch dazu von unterschiedlichen Protagonisten geführt werden, mögen dazu beigetragen haben, dass der Begriff ‚qualitativer Methoden‘ eher zu Verwirrung und Missverständnissen führt als eine einheitliche Forschungs- und Methodenagenda vorstellt.

In der Folge stellen wir zuerst die interpretativen Ansätze und Methoden vor (Kapitel 2). Wir unterscheiden hierbei zwischen Methoden der Datenerhebung (Kapitel 2.1) und Methoden der Datenauswertung (Kapitel 2.2). Hinsichtlich des ersten Teils gehen wir besonders auf das qualitative Interview, die Gruppendiskussion und Beobachtungsverfahren ein; im zweiten Teil konzentrieren wir uns

¹ Nachdem die Kenntnis des Parameters der Varianz eine Voraussetzung für das Verständnis der Kovarianz ist, und beide Maßzahlen für die Berechnung der berühmten Korrelation gebraucht werden, ist es nur logisch, in einem Lehrtext Varianz, Kovarianz und Korrelation in dieser Reihenfolge vorzustellen.

auf Inhaltsanalyse, Diskursanalyse und hermeneutische Verfahren. Dies soll aber keine Vollständigkeit suggerieren – den Reiz qualitativer Methoden macht ja gerade ihre Offenheit aus, so dass wir uns dazu entschieden haben, vor allem den typischen, üblicherweise und in der Politikwissenschaft stark angewandten Methoden Raum zu geben. In Kapitel 2.3 stellen wir mit der *Grounded Theory* und der Ethnographie zwei Oberbegriffe vor, die qualitative Forschungstraditionen beschreiben, ohne hierbei notwendigerweise konkrete Techniken zu bezeichnen.

Das dritte Kapitel verändert dann die Perspektive, indem es Fallstudien als Design-Variante vorstellt. Es geht also nicht mehr um Erhebungs- und Analysetechniken, sondern um eine Forschungsstrategie, deren Wahl üblicherweise vor der Entscheidung für eine Erhebungs- oder Analysetechnik getroffen wird. Nachdem auch der Begriff der Fallstudienmethoden verschiedene Interpretationen erfahren hat, werden die Gemeinsamkeiten dieser Vorgehensweise vorgestellt (Kapitel 3.1) und verschiedene Typen von Fallstudiendesigns eingeführt (Kapitel 3.2). Diese Typen werden dann in den Folgekapiteln vertieft: so widmet sich Kapitel 3.3 der fallvergleichenden Kausalanalyse, Kapitel 3.4 der Prozessanalyse und Kapitel 3.5 der Kongruenzanalyse. Nachdem sich empirische Forschung nur schwer an Idealmodelle hält, zeigen wir abschließend in diesem Kapitel auf (Kapitel 3.6), welche Visualisierungs- und Kombinationsmöglichkeiten Fallstudien bieten.

Im vierten Kapitel stellen wir mit *Qualitative Comparative Analysis* (QCA) eine Vorgehensweise vor, die – im Gegensatz zu vielen anderen qualitativen Methoden – einen hohen Formalisierungsgrad aufweist. QCA beruht auf der Mengentheorie, wie wir einleitend begründen werden (Kapitel 4.1). Nach der Vorstellung der in diesem Kapitel verwendeten beispielhaften Publikationen (Kapitel 4.2) folgt das Kapitel den Schritten einer QCA: Wir starten mit der Kalibrierung (Kapitel 4.3) und behandeln dann die Analyse notwendiger (Kapitel 4.4) bzw. hinreichender Bedingungen (Kapitel 4.5). Nach all der Technik gehen wir dann auf die Bedeutung von QCA für die (vergleichende) Politikwissenschaft ein (Kapitel 4.6), zeigen aktuelle Entwicklungen auf (Kapitel 4.7), fragen uns, ob eine derart formalisierte Methode überhaupt noch in den Kanon qualitativer Methoden passt (Kapitel 4.8) und schließen mit dem Hinweis ab, dass QCA als Methode in enger Beziehung zu den zuvor vorgestellten Fallstudiendesigns steht (Kapitel 4.9).

In diesem Text variieren wir also die Methodentraditionen, den Formalisierungsgrad, den Anwendungsbezug und die Analyseebene. Damit hoffen wir, dem Pluralismus der Methodendiskussion Rechnung zu tragen und alle Ansätze gleichberechtigt zu Wort kommen zu lassen. Unterschiedliche Verständnisse davon, was qualitative Methoden sind, müssen ja nicht unbedingt zu Verwerfung führen, sondern können auch in einen integrativen, pluralistischen und forschungsfragenorientierten Arbeitsstil münden.

In allen Kapiteln verwenden wir Beispiele publizierter Studien. Dabei geht es uns weniger um die Inhalte als vielmehr um die Methodenanwendung. Gleichzeitig wollen wir damit zeigen, dass Inhalte ohne Methoden nicht funktionieren können. Wir haben uns bemüht, die Anwendungsbeispiele aus verschiedenen Teilbereichen der Politikwissenschaft zu wählen; eine umfassende Abbildung der

Anwendung qualitativer Methoden in der Politikwissenschaft war dabei weder beabsichtigt noch möglich. Übungsfragen schließen jedes der Kapitel 2 bis 4 ab.

Als Autoren haben wir in der Planung und im Austausch über die Inhalte viel voneinander gelernt. Und so wünschen wir auch den Leserinnen und Lesern unseres Textes viele neue und gute Erkenntnisse. Vor allem aber hoffen wir, dass unser Lehrtext Studierende dafür begeistern kann, mit adäquaten Methoden für sie relevante und interessante Fragestellungen zu bearbeiten. Methoden können niemals die eigene Kreativität ersetzen – aber sie können sie lenken und somit zu publizierbaren Ergebnissen beitragen.

Frankfurt und Luzern im Juli 2015

Joachim Blatter

Phil C. Langer

Claudius Wagemann

1 Überblick Methodentraditionen

1.1. Zum Verständnis des interpretativen Paradigmas

Qualitative Forschungsansätze und -methoden sind in den verschiedenen Disziplinen der Sozial-, Wirtschafts-, Geistes- und Kulturwissenschaften – in unterschiedlichem Maße – etabliert und institutionalisiert. In der Literatur werden sie regelmäßig dem sogenannten interpretativen Paradigma zugeordnet. Die Rede von einem Paradigma, die auf die wissenschaftstheoretische Arbeit von Thomas Kuhn (2009) verweist, suggeriert dabei ein gemeinsam geteiltes Verständnis der sich mit ihm identifizierenden Forschenden, das es zwischen und auch innerhalb der einzelnen Disziplinen jedoch nur begrenzt gibt. Trotz aktueller programmatischer Bemühungen, eine „interpretive community“ (Denzin 2009: 140) mit einem „collective research endeavor“ (Atkinson and Delamont 2006: 751; Freeman et al. 2007) zu begründen, lässt sich wohl eher von einer Vielzahl von „interpretive communities“ sprechen, deren Verständnis interpretativer Ansätze und Methoden zum Teil deutlich differieren. Was etwa in der Politikwissenschaft als interpretativ firmiert, kann (wie die Inhaltsanalyse) in Teilen der Soziologie oder Ethnologie als positivistisch gesehen werden; andersrum gerät das, was mitunter dort als interpretativ erscheint (etwa psychoanalytisch fundierte tiefenhermeneutische Verfahren oder die Autoethnographie) im Blick der Politikwissenschaft an die Grenze des als empirische Forschung Anerkannten. Die seit einigen Jahren in der nordamerikanischen und australischen Debatte verstärkt lancierten indigenen Methoden (wie das Storytelling oder Dreaming) wiederum stellen das Selbstverständnis „westlicher“ Wissensproduktion insgesamt infrage.

Qualitative research is an interdisciplinary, transdisciplinary, and sometimes counterdisciplinary field. It crosscuts the humanities and the social sciences and the social and physical sciences. Qualitative research is many things at the same time. It is multiparadigmatic in focus. Its practitioners are sensitive to the value of the multimethod approach. They are committed to the naturalistic perspective and to the interpretive understanding of human experience. At the same time, the field is inherently political and shaped by multiple ethical and political positions. (Nelson et al. 1992: 4)

Mit der Grundannahme eines „interpretive understanding of human experience“ ist gleichwohl ein gemeinsamer sozialtheoretischer Ausgangspunkt *„in der Betonung des aktiven und kreativen menschlichen Zeichen- und Symbolgebrauchs, des permanenten Zusammenspiels von Deuten und Handeln in konkreten Situationen sowie der interaktiven Herstellung sozialer Ordnungen“* (Keller 2012: 17; Hervorhebung i.O.) gegeben. Der „Interpretative“ des Paradigmas verweist damit auf zweierlei: dass gesellschaftliche Wirklichkeit nicht einfach „objektiv“ gegeben ist (auch wenn sie so von den Subjektiven wahrgenommen werden mag), sondern in einem andauernden und wechselseitigen Deutungs- und Handlungsprozess aktiv hergestellt wird; und dass qualitative Forschung diesen Prozess (regelgeleitet) deutend erschließt.

In diesem Sinn nimmt interpretativ verfahrenende Forschung vielfältige theoretische Traditionslinien auf, die von der philosophischen Hermeneutik und Phänomenologie über Max Webers Konzept einer verstehenden Soziologie und den US-amerikanischen Pragmatismus bis zum symbolischen Interaktionismus, zur Ethnomethodologie und zum sozialen Konstruktivismus reichen (siehe dazu das empfehlenswerte Einführungsbuch *Das Interpretative Paradigma* von Keller (2012)). In den letzten Jahrzehnten haben darüber hinaus u.a. poststrukturalistische, (post-)feministische und postkoloniale Ansätze sowie die Praxistheorie weitere wichtige Impulse (und methodologische Herausforderungen) geliefert (siehe dazu z.B. Denzin & Lincoln 2003b). Für die meisten interpretativen Verständnisse grundlegend ist dabei der symbolische Interaktionismus, der das menschliche Zusammenleben als einen interaktiven Deutungsprozess begreift, „in dem Objekte geschaffen, bestätigt, umgeformt und verworfen werden. Das Leben und das Handeln von Menschen wandeln sich notwendigerweise in Übereinstimmung mit den Wandlungen, die in ihrer Objektwelt vor sich gehen“ (Blumer 1981: 91). Herbert Blumer, der den symbolischen Interaktionismus im Anschluss an George Herbert Mead wesentlich mitbegründete, formulierte dazu drei Prämissen, die den interpretativen Blick der qualitativen Forscherin auf die (inter-)subjektiven und situativen Aushandlungsprozesse in bestimmten („natürlichen“) Situationen und deren Handlungsfolgen sowie die Rekonstruktion der Bedeutungen sozialer Phänomene lenkt:

Die *erste* Prämisse besagt, daß Menschen ‚Dingen‘ gegenüber auf der Grundlage der Bedeutungen handeln, die diese Dinge für sie besitzen. Unter ‚Dingen‘ wird alles gefaßt, was der Mensch in seiner Welt wahrzunehmen vermag – physische Gegenstände, wie Bäume oder Stühle; andere Menschen, wie eine Mutter oder einen Verkäufer; Kategorien von Menschen, wie Freunde oder Feinde; Institutionen, wie eine Schule oder eine Regierung; Leitideale wie individuelle Unabhängigkeit oder Ehrlichkeit; Handlungen anderer Personen, wie ihre Befehle oder Wünsche; und solche Situationen, wie sie dem Individuum in seinem täglichen Leben begegnen. Die *zweite* Prämisse besagt, daß die Bedeutung solcher Dinge aus der sozialen Interaktion, die man mit seinen Mitmenschen eingeht, abgeleitet ist oder aus ihr entsteht. Die *dritte* Prämisse besagt, daß diese Bedeutungen in einem interpretativen Prozeß, den die Person in ihrer Auseinandersetzung mit den ihr begegnenden Dingen benutzt, gehandhabt und abgeändert werden. (Blumer 1981: 81; Hervorhebungen i.O.)

Aus diesen theoretischen Verortungen ergeben sich trotz der starken Pluralität und Heterogenität des Feldes interpretativer Sozialforschung eine Reihe von Prinzipien, die in den meisten Ansätzen (mal mehr, mal weniger) forschungsleitend sind. Zentral sind:

- Induktive (oder abduktive) Forschungslogik, der zufolge es um eine Thesen- und Theoriebildung aus dem empirischen Material heraus geht (und nicht um eine deduktiv verfahrenende Testung von Hypothesen);
- Naturalismus, der auf eine Untersuchung sozialer Phänomene in einer „natürlichen“ Umgebung zielt und die Kontextualität von Äußerungen und Handlungen systematisch berücksichtigt (statt etwa unter Laborbedingungen mögliche Einflüsse als „Störungen“ auszuschließen);

- Prozesshaftigkeit, Offenheit und Flexibilität von Forschung, die es erlaubt, die Methoden, das methodische Vorgehen und die theoretischen Bezüge gegenstandsbezogen zu modifizieren und an die jeweiligen Erfordernisse im Forschungsprozess anzupassen;
- Reflexivität: Angesichts der Bedeutung der konstitutiven Subjektivität der Forscherin im Forschungsprozess wird der Reflexion ihrer Vorannahmen, ihrer Rolle im Feld und bei der Interpretation der Daten besondere Aufmerksamkeit geschenkt.

Die Frage, wie sich diese Prinzipien in die Forschungspraxis überführen lassen, wurde in der Geschichte der qualitativen Sozialforschung unterschiedlich beantwortet. Zu den einflussreichen Forschungstraditionen (und „Schulen“) zählen zum Beispiel die ethnologischen und anthropologischen Studien zu „fremden Völkern“ im frühen 20. Jahrhundert, die praxisorientierten stadtsoziologischen Forschungen der „Chicago School“ seit Beginn der 1920er Jahre und die Grounded Theory, die in den 1960er Jahren eine neue Konjunktur qualitativer Forschung in den USA ausgelöst hat, die bis heute und weit über die USA hinaus anhält (zur Geschichte der qualitativen Forschung in unterschiedlichen nationalen und disziplinären Kontexten siehe z.B. die von Mruck et al. (2000) herausgegebene Ausgabe der Zeitschrift *Forum qualitative Sozialforschung*). Dabei sind die mit der zunehmenden Institutionalisierung qualitativer Ansätze und Methoden verbundenen Konflikte der 1980er Jahre, die in Deutschland als „Methodenstreit“, in den USA als „paradigm wars“ schlagworthaft bezeichnet werden und mit einer mitunter aggressiven gegenseitigen Abgrenzung und Abwertung von (damals dominierenden) quantitativen und (damals noch eher marginalisierten) qualitativen Forschungspositionen einhergingen, heute kaum noch relevant. Das Argument, dass „compatibility between quantitative and qualitative methods is impossible due to incompatibility of the paradigms that underlie the methods“ (Teddlie & Tashakkori, 2003a, 2003b: 14-15) ist in forschungspragmatischer Sicht längst einem Interesse an der Verbindung von quantitativen Methoden in sogenannten Mixed-Methods-Design gewichen (siehe dazu Denzin 2012).

Als weitere aktuelle Tendenzen in der interpretativen Forschung lassen sich unter anderem benennen:

- Diversifizierung: Nach der erfolgten Etablierung und Institutionalisierung qualitativer Forschungsansätze kam es in den letzten Jahren – auch im Kontext mit der Hinwendung zu visuellen Verfahren und dem Internet als Forschungsort – zur Entwicklung einer kaum mehr zu überschauende Anzahl von spezifischen Einzelmethoden. Hubert Knoblauch (2013) vermerkt dazu pointiert: „Die jüngeren Entwicklungen in der qualitativen Sozialforschung sind nämlich so vielfältig und vielgestaltig, dass es kaum möglich ist, sie insgesamt zu überblicken. Ihre Darstellung müsste notgedrungen in einer bloßen Auflistung münden, die kaum unterhaltsamer wäre als etwa die alttestamentarische Genealogie der Söhne Noahs (1. MOSE 10).“
- Globalisierung und Indigenisierung: Es lässt sich eine weite Übernahme und Institutionalisierung von etablierten Ansätzen und Methoden der qualitativen Forschung auch außerhalb des Globalen Nordens sowie – in postkolonialer Perspektive – ein Bemühen um die

Begründung von „alternativen“ Methodologien und Methoden auf Basis von nicht-„westlichen“ Ontologien und Epistemologien konstatieren (vgl. Hsiung 2012).

- Politisierung: In Teilen gerade der US-amerikanischen „interpretive communities“ wird programmatisch das gesellschaftskritische und emanzipatorische Potenzial qualitativer Forschung als Beitrag zu einem „social change“ stark gemacht, um der wahrgenommenen Hegemonie einer vermeintlich wertfreien und interessenlosen sozioökonomischen Verwertungs- und Nützlichkeitslogik von Forschung (etwa zur Absicherung politischer Entscheidungsprozesse) etwas entgegenzusetzen. In diesem Sinn zitiert etwa der in der interpretativen Methodendebatte einflussreiche Norman K. Denzin (2009) in seinem Buch *Qualitative Research Under Fire* die feministische Soziologin Patricia Hill Collins zustimmend: „What makes critical qualitative inquiry ‚critical‘ is its commitment to social justice for one’s own group and/or for other groups.“ (Collins 1998: XIV)

Eine nach wie vor kontrovers diskutierte Frage in der interpretativen Methodendebatte betrifft schließlich die Gütekriterien qualitativer Forschung. Die für quantitative Forschung wesentlichen Kriterien der Reliabilität, Validität, Repräsentativität und Objektivität werden von vielen interpretativ Forschenden als nicht angemessen zurückgewiesen (zur Diskussion siehe z.B. Steinke 2004; Flick 2010). Alternativ wurden daher „weiche“ Gütekriterien in die Diskussion eingebracht. Diese beinhalten u.a.:

- Transparenz und intersubjektive Nachvollziehbarkeit (Dokumentation des Forschungsprozesses, des Vorverständnisses, des Auswertungsverfahrens, der Ergebnispräsentation, der Entscheidungen und Probleme),
- Plausibilität (Kohärenz und Widerspruchsfreiheit der Analysen und Befunde, kommunikative Validierung durch Rückspielen der Befunde an die Beforschten),
- Relevanz für Alltag, Praxis und Emanzipation (im Sinne des genannten Plädoyers für eine interpretative Forschung als Beitrag zu sozialem Wandel),
- systematische Reflexion der konstitutiven Subjektivität (z.B. mittels Feldtagebuch, Interpretationsgruppe, Supervision) und Beachtung forschungsethischer Standards,
- Triangulation als sinnvolle Verbindung unterschiedlicher qualitativer (und ggf. auch quantitativer) Einzelmethoden, um der komplexen und teils widersprüchlichen Multiperspektivität im Untersuchungsfeld durch unterschiedliche Perspektiven auf den Gegenstand gerecht zu werden und damit die Belastbarkeit der Befunde zu erhöhen (siehe dazu u.a. Flick 2008, Denzin 2012).

Ein Ende der Diskussion und eine Festlegung verbindlicher Gütekriterien sind indes noch nicht in Sicht.

1.2. Amerikanische Methodendiskussion

Die Methodendiskussion in weiten Teilen der deutschen Politikwissenschaft ist auch von ihrem amerikanischen Gegenpart geprägt. In der dortigen Politologen-Vereinigung APSA (*American Political Science Association*) koexistieren seit einigen Jahren mittlerweile zwei Methodensektionen. Während die eine den eher breit angelegten Namen *Political Methodology* gewählt hat, wirkt die andere mit dem Titel *Qualitative and Multi-Method Research* zurückhaltender: die Perspektive wird nicht nur von einem allgemeinen breiten Methodenbegriff auf qualitative Methoden verengt, es wird auch der Begriff ‚*methodology*‘ (in Anspielung auf die Lehre von den Methoden) vermieden, wie auch die Bezeichnung ‚*research*‘ nicht unbedingt auf eine Methodensektion hinweist. Die hinter diesen Sektionsnamen liegende Realität ist freilich klarer: Zwar geben sich beide Sektionen prinzipiell allen methodischen Ansätzen gegenüber offen, aber dennoch gilt die breit betitelte Methodologie-Sektion als diejenige Gruppe, die eher quantitativen und statistischen Methoden verpflichtet ist, während sich die andere – weit jüngere – Sektion denjenigen Methoden widmet, die nicht unbedingt auf statistischen Grundprinzipien wie verschiedenen Schätzmethode, Wahrscheinlichkeitsaussagen und Signifikanztest bzw. Konfidenzintervallen fußen. Kurzum: Die amerikanische Politikwissenschaft ist derzeit tief geteilt zwischen statistischen, von der Ökonometrie beeinflussten Vorgehensweisen, die oftmals auch Elemente von Experimenten beinhalten bzw. der theoretischen Denkschule von *Rational-Choice*-Modellen angehören, und Alternativen dazu, die in der Diskussion generell unter dem Label ‚qualitativ‘ geführt werden.

Die ‚qualitative‘ Methodensektion, die auch einen (auch über die USA hinaus) viel beachteten und gelesenen Newsletter herausgibt, bemüht sich dabei um eine breite Definition des Begriffs, was ‚qualitativ‘ ist, wobei allerdings interpretative, sinnerschließende und hermeneutische Vorgehensweisen in der Realität der Sektion weniger stark vertreten sind, sondern der Schwerpunkt liegt unbestreitbar auf Fallstudienansätzen (siehe dazu auch später). Dies unterscheidet die amerikanische sehr stark von der deutsch(sprachig)en Diskussion, in der ‚qualitative Methoden‘ oftmals mit interpretativen Verfahren gleichgesetzt werden bzw. diese dann doch eine wichtige Position einnehmen. Bemerkenswert ist auch, dass einige Proponenten der amerikanischen Methodendiskussion in der Politikwissenschaft von ihrer Ausbildung her Soziologen sind.

Eine besondere Zäsur in der amerikanischen Methodendiskussion markiert das Jahr 1994, als Gary King, Robert Keohane und Sidney Verba ihr Buch *Designing Social Inquiry* (King et al. 1994) veröffentlichten. Ihr Vorschlag zielt, wenn man den Untertitel wörtlich nimmt, auf *Scientific Inference in Qualitative Research*.

Beginnen wir mit King et al.'s Begriff qualitativer Forschung. Während King et al. weniger Probleme haben, quantitative Forschung zu definieren (King et al. 1994: 3) bemerken sie nicht ganz fälschlicherweise, dass „*qualitative research [...] covers a wide range of approaches*“ (King et al. 1994: 4), wobei sie das entscheidende Differenzkriterium in der Verwendung numerischer mathematischer

Messung sehen. Ansonsten scheint ihr Verständnis dahin zu tendieren, dass qualitative Forschung durch kleine Fallzahlen definiert ist und große Mengen empirischer Information zusammenträgt (King et al. 1994: 4); eine präzise Definition findet aber nicht statt.

Der Untertitel postuliert nun wissenschaftliche Inferenz für qualitative Studien. Und schon auf der ersten Textseite (King et al. 1994: 3) stellen King et al. das Interesse an Inferenzaussagen in den Mittelpunkt ihrer Überlegungen; es gebe zwar zwei Forschungsstile, aber nur eine Logik der Inferenz. Inferenz – ein Kernbegriff statistischer Techniken, wenn es darum geht, für Stichproben erzielte Ergebnisse auf Populationen zu verallgemeinern – ist dann auch für sie das erste Kriterium wissenschaftlichen Arbeitens (King et al. 1994: 7f.; siehe auch Collier et al. 2004: 23). Wissenschaft im Verständnis von King et al. bezieht sich nicht nur auf Wissenserweiterung hinsichtlich der bearbeiteten Fälle bzw. Daten, sondern soll über die Fälle hinausgehen ((King et al. 1994 : 8)). Dieser Punkt wird gleichrangig zu beispielsweise der Öffentlichkeit bzw. Transparenz wissenschaftlicher Vorgehensweise gesetzt (King et al. 1994: 8). Nun bleibt allerdings unklar, wie genau King et al. ihren Inferenzbegriff verstehen. Natürlich ist es einerseits so, dass wissenschaftliche Forschung ohne ein Interesse an der nächst höheren Abstraktionsebene kaum vorstellbar ist. Insofern ist Forschung natürlich immer auf Inferenz angelegt. Gleichzeitig erfordert aber ein statistisch inspiriertes Verständnis von Inferenz (wo der Begriff unzweifelhaft beheimatet ist) auch, die Voraussetzungen für Inferenzaussagen schaffen zu können. Dazu zählen beispielsweise das Interesse und auch die Möglichkeit, von Stichproben auf Populationen schließen zu wollen bzw. zu können. Ein Grundprinzip zur Sicherung von Inferenzaussagen ist die Zufallsauswahl der untersuchten Fälle, um sich dem Experimentalcharakter labor-basierter Forschung annähern zu können. Eine Zufallsauswahl der untersuchten Fälle macht aber nicht immer Sinn und ist auch nicht immer möglich. Oftmals ist beispielsweise die Fallzahl schlicht und ergreifend einfach zu klein.

Auch nachfolgend konzentrieren sich King et al. sehr auf die Idee von Inferenzen. In den Kapiteln 2 und 3 versuchen sie, die Konzepte beschreibender bzw. kausaler Inferenz auf Situationen mit kleine(re)n Fallzahlen zu übertragen, wobei sie zahlreiche Kriterien aus der quantitativen Methodologie (Erwartungstreue, statistische Effizienz, etc.) auf *Small-N*-Fragestellungen übertragen (King et al. 1994: 34ff.). In Kapitel 6 zeigen sie dann auch folgerichtig auf, wie sich ihre Vorstellung von Inferenz dann leichter verwirklichen lässt, wenn die Anzahl der Beobachtungspunkte (*observations* im englischsprachigen Original) erhöht wird (King et al. 1994: 208ff.), und selbst wenn man, statt Nationalstaaten, Untereinheiten von Nationalstaaten (wie deutsche oder österreichische Bundesländer oder Schweizer Kantone oder, im Beispiel von King et al., indische Bundesstaaten) als Analyseeinheiten verwendet (King et al. 1994: 220); inwieweit das Sinn macht, ist natürlich offen.

Man tut King et al. wohl kaum Unrecht, wenn man ihre Grundaussage dahin gehend zusammenfasst, dass sie Verbesserungsmöglichkeiten für qualitative Studien darin sehen, die Fallzahl zu erhöhen, und ansonsten quantitative Bewertungsmaßstäbe an qualitative Studien legen. Letzteres wird regelmäßig durch regelmäßig eingestreute und aus quantitativer Methodenlehre bekannte Formeln demonstriert; besonders deutlich wird dies bei der Behandlung von Endogenität (also der problematischen Überlappung von unabhängiger und abhängiger Variable; King et al. 1994: 185ff.), bei der

King et al. am Ende sogar eine formale Darstellung, die aus der Statistik entnommen ist, als Vorschlag für qualitative Studien vorstellen (King et al. 1994: 195f.).

Während man nun King et al. (1994) leicht dafür verurteilen könnte, qualitative Studien mit quantitativen Maßstäben zu messen und ihnen gerade deswegen nicht gerecht zu werden, ist die Veröffentlichung von *Designing Social Inquiry* dennoch ein wichtiger Punkt in der amerikanischen Methodendiskussion. Das Buch wurde breit rezipiert (und ist trotz seines wachsenden Alters immer noch ein wichtiger Referenzpunkt) und wird mittlerweile als ‚KKV‘ (den Initialen der Nachnamen seiner Autoren folgend) geführt. Dies bedeutet, dass es, erstens, vor allem in den USA, exemplifiziert, wie sehr sich die Methodendebatte doch an quantitativen Kriterien festmacht. Man kann ohne Zweifel sagen, dass KKV zu einer Bewusstseinschärfung hinsichtlich der Besonderheit und Eigenständigkeit qualitativer Methoden beitragen hat, die ja eben nicht nur ein schlecht definierter Komplementärvorschlag zu statistischen Methoden sein sollen. Zweitens hat KKV nicht unmaßgeblich zur Profilierung der alternativen und qualitativ ausgerichteten Methodensektion in der *American Political Science Association* (APSA) beigetragen. Deren damalige Vertreter prägen die Debatte bis heute. Und drittens gab es eine Reihe von Antwortpublikationen, in denen sich Wissenschaftler, die mit KKV's Kernaussagen nicht zufrieden waren, von der generell quantitativ-statistisch inspirierten Sichtweise absetzen und eigene Vorschläge vorbringen.

Die wohl bekannteste Antwort auf KKV lieferten ganze zehn Jahre später Henry E. Brady und David Collier mit einem Sammelband, den sie – in Anspielung auf KKV's Titel – „*Rethinking Social Inquiry*“ betitelten (Brady und Collier 2004). Dieser Sammelband, der auf ein APSA-Symposium zurückgeht, beinhaltet Beiträge von Wissenschaftlern, die sich seitdem weiterhin als Proponenten einer alternativen, fallorientierten Sichtweise sozialwissenschaftlicher Methodologie hervorgetan haben. In einem Überblickskapitel setzen sich Collier et al. (2004) detailliert mit KKV auseinander. Sie zeigen mit umfangreichen Zitationslisten, dass das Denken in Mittelwert und Varianz (als zentrale statistische Parameter), in Begriffen und Konzepten der Regressionsanalysen, in großen Fallzahlen und in wahrscheinlichkeitstheoretischen Grundlagen für KKV kennzeichnend ist (Collier et al. 2004: 27). Im weiteren Verlauf ihres Kapitels fassen sie – auf kreative Weise Paraphrasierungsprinzipien qualitativer Inhaltsanalyse anwendend – KKV in 35 Kernaussagen zusammen (Collier et al. 2004: 37ff.). Diese gruppieren sie dann in sieben Themenfeldern, wobei sie in zweien Übereinstimmung zwischen ihrem Sammelband und KKV feststellen, und in fünf Differenzen (Collier et al. 2004: 45). So wird z.B. kritisiert, dass *Trade Offs*, die bei der Methodenauswahl auftreten, zwar erwähnt werden, aber nicht als zentrales Kriterium herausgestellt werden (Collier et al. 2004: 48), oder dass nicht diskutiert wird, in welchen Bereichen qualitative Methoden quantitative sinnvoll komplementieren können, und wo quantitative Methoden demzufolge ihre Defizite haben (Collier et al. 2004: 48f.).

Letztere Stoßrichtung vertritt auch Ragin (2004) mit seinem Beitrag zu Brady und Collier (2004), in dem er Bereiche vorstellt, in denen qualitative Forschung quantitative nicht nur ergänzt, sondern auch in ihrer Bedeutung übertrifft. Nur qualitative Forschung mache es möglich, Fälle als holistische Einheiten zu begreifen (Ragin 2004: 125ff.; dazu siehe auch Ragin 1987: 52 und Ragin 1992), Forschungsdesigns zu akzeptieren, bei denen die abhängige ‚Variable‘ nicht variiert (Ragin 2004: 128ff.;

für die gegenteilige Meinung, die dies fast als Sakrileg ansieht, siehe King et al. 1994: 147ff.),² negative Fälle nicht nur als das Gegenteil eines positiven Falles anzusehen, sondern eigens zu definieren (Ragin 2004: 130ff.),³ mit komplexen Vorstellungen von Kausalität umzugehen (Ragin 2004: 133ff.) und abweichende Fälle nicht als unwillkommene ‚Ausreißer‘ anzusehen, sondern als Startpunkte nachfolgender Forschungsaktivitäten (Ragin 2004: 135ff.).

Muncks (2004) und Tarrows (2004) Einlassungen sind etwas vermittelnder zwischen den beiden Camps. Allerdings bleiben ihre Er widerungen auf KKV deswegen auch etwas oberflächlicher⁴ bzw. ergeben sich teilweise in schwer umzusetzenden Allgemeinplätzen; so schlägt Tarrow (2004: 174) unter dem Stichwort der Triangulation beispielsweise vor, durch die Kombination quantitativer und qualitativer Vorgehensweisen die Möglichkeiten für Inferenzaussagen zu verbessern (siehe dann auch Tarrow 2004: 178f.), oder qualitative Methoden werden damit begründet, qualitatives ‚Fleisch‘ auf quantitativen ‚Knochen‘ zu sein (was sich im Englischen als *qualitative flesh to quantitative bones* unzweifelhaft besser anhört) (Tarrow 2004: 176); letztere Auffassung suggeriert aber dennoch, dass der Kern (der ‚Knochen‘) nach wie vor quantitativer Natur ist.

Weniger Beachtung als Brady und Collier (2004) fand ein Jahr zuvor ein von James Mahoney und Dietrich Rueschemeyer herausgegebener Sammelband zu *Comparative Historical Analysis* (Mahoney und Rueschemeyer 2003). Das Adjektiv ‚historisch‘ soll hierbei nicht – wie im Deutschen vermutbar – eine Nähe zur Geschichtswissenschaft suggerieren, sondern wird in der amerikanischen Methodendiskussion als Doppelwort ‚*comparative historical*‘ für diejenigen Designs verwendet, die sowohl kleinere bzw. mittlere Anzahlen von Fällen untereinander vergleichen, als auch Einzelfallanalysen durchführen, und über Zeit betrachtet werden – also ein recht komplexes Vergleichsdesign (Gerring 2007: 28). Insofern handelt es sich hier also auch um Studien, die nicht der quantitativen Realität vieler Fälle und den inhärenten Wahrscheinlichkeitsaussagen entsprechen.

Vielleicht liegt einer der Gründe, warum Mahoney und Rueschemeyer (2003) nie als Antwort auf KKV so stark rezipiert wurde wie Brady und Collier (2004) (und auch generell eher ein Schattendasein fristet), in der Tatsache, dass der Fokus des Buches gemischt inhaltlich und methodisch ist. Unter den eher methodisch orientierten Kapiteln sind vor allem Rueschemeyers (2003) und Mahoneys (2003) Klarstellungen zu nennen, welche Erkenntnisse Wissenschaftler – trotz aller anderslautenden Kritik – aus Einzelfallstudien bzw. Studien mit kleinen und mittleren Fallzahlen ziehen können.⁵ Den

² Nachdem eine nicht-variierende Größe ja nicht als ‚Variable‘ bezeichnet werden kann, verwendet Ragin korrekterweise den englischen Begriff ‚*outcome*‘.

³ In einem zeitgleich erschienen Beitrag differenzieren Mahoney und Goertz (2004) zwischen echt negativen und möglichen Fällen.

⁴ So bleibt Munck (2004: 114) beispielsweise sehr oberflächlich, wenn er *No-Variance-Designs* (also solche Designs, bei denen die abhängige ‚Variable‘ nicht variiert) damit verteidigt, diese könnten immerhin Einsichten in Kausalmechanismen vermitteln, die in Kovarianz-basierten Ansätzen außen vor blieben.

⁵ Mahoney (2003) greift dabei auf frühere Arbeiten zurück (Mahoney 2000), die eine sehr hilfreiche Systematisierung von Vergleichsmethoden bei kleinen Fallzahlen aufweisen.

Zeitaspekt unterstreicht dagegen Pierson (2003) mit seiner Typologie der Verwendung der Variablen ‚Zeit‘, untergliedert nach Zeitprozessen hinsichtlich der unabhängigen und hinsichtlich der abhängigen Variablen.⁶

Besonders bemerkenswert – vor allem aus dem Blickwinkel einer Kritik am dominanten amerikanischen Glauben an quantitative Methoden – ist Peter Halls (2003) Beitrag. Er fragt nämlich, ob unsere Sicht der sozialen Welt („Ontologie“) mit unseren Methoden in Einklang zu bringen ist („Methodologie“) (Hall 2003: 374). Ausgehend von der Beobachtung, dass Regressionsanalysen (die er synonym für quantitative Methoden verwendet) und die Vergleichende Methode (die er ganz im Sinne von Lijphart 1971 als Gegenentwurf zu statistischen Standardtechniken versteht und damit die Breite aller nicht auf Wahrscheinlichkeitsaussagen beruhenden Designs bezeichnet) verschiedener Ontologien bedürfen, weil sie eben von Annahmen über die Welt ausgehen, die einander teilweise widersprechen bzw. die beiden Methoden voneinander fundamental differenzieren (Hall 2003: 382) – so wie beispielsweise die Ideen kausaler Homogenität, der möglichen Saturiertheit von Modellen und der Unabhängigkeit kausaler Faktoren untereinander typisch für statistisch inspiriertes Denken sind, aber letztendlich doch auch nur Annahmen über das Funktionieren der Welt – kommt Hall zu der Erkenntnis, dass unsere ontologische Einsicht unseren methodischen Fähigkeiten weit überlegen ist (Hall 2003: 387; ‚*have outrun*‘ im englischen Original). Mit anderen Worten: Unser Verständnis der sozialen Welt ist anders als die soziale Welt, die wir mit den uns zur Verfügung stehenden Methoden bearbeiten können. Genauer gesagt, sehen wir ontologisch die Welt komplexer als wir sie methodologisch bearbeiten können. Natürlich basieren Halls Beobachtungen hierbei auf der Wahrnehmung der amerikanischen Debatte,⁷ die von statistischen Modellen geprägt ist, die *qua definitionem* vereinfachend sein müssen, um mathematisch überhaupt durchführbar zu sein. Nur solle man eben nicht glauben, sich auf diese Weise einer Welt annähern zu können, die wir als komplexer definieren.⁸

Die Diskussion köchelte natürlich in verschiedenen Artikeln, Buchpublikationen, Symposia, Tagungen, Newslettern und sonstigen Wortmeldungen auch nach der Veröffentlichung dieser Beiträge weiter (für einen Überblick siehe die Besprechung dieser Publikationen bei Mahoney 2010). Einen vorläufigen Höhe- und Schlusspunkt hat sie mit der Veröffentlichung eines breit angelegten Buches

⁶ Hier sei auch auf Bartolinis (1993) mittlerweile klassischen Beitrag verwiesen, der besonders schön die enorme Komplexität illustriert, die entsteht, sobald Forscher die Zeitkomponente in ihren Analysen berücksichtigen. Auch Mahoney et al. (2009) machen einen Vorschlag, der Zeitprozesse einem hohen Formalisierungsgrad unterwirft, letztendlich aber doch auch als Warnung zu verstehen ist, der Variable ‚Zeit‘ nicht genügend analytische Bedeutung zuzusprechen.

⁷ Diesen zentralen Punkt erwähnt auch Skocpol (2003: 413) in ihrem Schlusskapitel zu Mahoney und Rueschemeyer (2003), in dem sie statistische Methodologen und Gläubige („*true believers*“) des *Rational-Choice*-Ansatzes als Kritiker, wenn nicht sogar als Gegner der historisch-vergleichenden (qualitativen) Analyse ausmacht, aber auch die kulturell orientierten Interpretativisten („*culturally oriented intepretivists*“).

⁸ Hall belässt es aber nicht bei der Kritik, sondern er macht konkrete Empfehlungen, welche Designs diesen Konflikt zwischen Ontologie und Methodologie mildern könnten. Unter anderem schlägt er QCA (Hall 2003: 388ff.) und systematische Prozessanalyse (Hall 2003: 391ff.) vor, die auch große Teile dieses Textes prägen.

von Goertz und Mahoney (2012) gefunden, in dem die beiden Autoren eine ‚Geschichte‘ (*tale* im englischen Original) von zwei Kulturen erzählen, nämlich den Kulturen qualitativer und quantitativer Forschung in den Sozialwissenschaften.⁹ In diesem Buch schließen die Autoren bewusst eine Ausweitung des Begriffs qualitativer Methoden auf interpretative Ansätze aus und beschränken sich auf ein kausal-analytisches Verständnis von Sozialforschung (Goertz und Mahoney 2012: 5). Ihre Definition qualitativer Methoden ist dann – nicht inkonsequent – über mengentheoretische Prinzipien (Goertz und Mahoney 2012: 16ff.), die in demjenigen Teil dieses Textes vertieft werden, der sich mit *Qualitative Comparative Analysis* beschäftigt. Goertz und Mahoney gehen davon aus, dass sich die als quantitativ und als qualitativ verstandenen Ansätze vor allem hinsichtlich der jeweiligen Algebren unterscheiden: so basiert quantitative Analyse auf linearer Algebra (die auch den allergrößten Teil unserer Schulmathematik prägt), während der qualitativen Analyse die Boolesche Algebra (die außerhalb der Informatik ein Schattendasein hat) zugrunde liegt. Anhand verschiedener Kriterien unterscheiden die beiden Autoren die beiden Ansätze in sehr kurz gefassten Kapiteln, die gegen Schluss in einem Übersichtskapitel zusammengefasst werden (Goertz und Mahoney 2012: 220ff.). So sehen Goertz und Mahoney die wichtigsten Konfliktlinien zwischen quantitativen und qualitativen Ansätzen in den unterschiedlichen Verständnissen von individuellen Fällen, kausalen Beziehungen, Datengrundgesamtheiten, Messverfahren bzw. Konzeptualisierungsstrategien und der Frage nach Asymmetrie; Letzteres kann sehr einfach dahingehend illustriert werden, dass es in quantitativer Forschung eher üblich ist, das Nicht-Auftreten eines Phänomens damit zu erklären, dass eben die Gründe für das Auftreten des Phänomens *nicht* vorlagen, während qualitative Forschung für die Analyse des Gegenteils des *Outcomes* wenigstens manchmal eigenständige Analysen einfordert (Goertz und Mahoney 2012: 223).

Es ist davon auszugehen, dass die Diskussion auch nach der wichtigen Veröffentlichung von Goertz und Mahoney (2012) weitergeht. Dennoch kann mehr als 20 Jahre nach KKV festgehalten werden, dass, selbst wenn die beiden Lager der amerikanischen Methodendiskussion nicht miteinander versöhnt werden konnten, sich doch zumindest eine Richtung hat Gehör verschaffen können, die dem Primat statistisch geprägter quantitativer Standardtechniken eine wichtige Alternative entgegen zu setzen hat.

⁹ Bereits einige Jahre zuvor hatten die beiden Autoren ihre Ideen in einem sehr gut lesbaren und übersichtlichen Artikel veröffentlicht, der interessierten Lesern einen ersten Überblick verschaffen kann (Mahoney und Goertz 2006). Mehr auf Darstellungsformen qualitativer und quantitativer Forschung hebt ein späterer Artikel der selben Autoren ab (Goertz und Mahoney 2013).